



## Die Bootsfahrt im Fluss

Ich treibe. In einem Boot werde ich vom Fluss vorangetrieben und Bäume ziehen an mir vorbei und bleiben zurück als Fixpunkte. Lähmender Frost lässt mich verharren, aggressive Kälte greift mich in meiner Starre an, starrend auf nasses, dunkles Holz, eine Ewigkeit lang. Mein hoffendes Ich und alle Welt um mich herum schreien mich dabei an, wieder zu schwimmen. Mein denkendes Ich weiß, dass ich nach der Wärme der Bewegung im kalten Wasser schreie, dem Lebendigen darin, das in mich übergehen soll. Dass ein kitzelnder Tropfen über meine Wange läuft und ich ihn nicht wegwischen muss. In dieser bedrohlichen Nacht will ich diesem Wasser aber nicht trauen, denn in diesen Wellen lauert der Untergang, es ist noch grausamer als hier oben. Die Nacht verwehrt mir die Dämmerung.

Bei dieser schwer drückenden Gedankenflut schwimmen die Menschen in tiefschwarzem Wasser, als wären sie Fische, mit stromlinienförmigen Körpern, manchmal um die Wette, rufen einander zu, spielen darin, lassen das Wasser in Mund, Ohren, Augen und Nase dringen, sich manchmal nur treiben, ganz zufrieden. So natürlich, während ich weiß, dass es mich beißen und zerreißen würde; ich kann darin einfach nicht atmen. Dennoch: In meinen Augen spiegeln sich ihre Seelen - es heilt meinen gebrochenen Geist und die Angst, das Leben dort unten zu sehen.

Manchmal halte ich dann doch neugierig und durstig einen kleinen Zeh in die Strömung, dann den ganzen Fuß, Gänsehaut zieht über meinen Körper und die Sinne explodieren: Ich rieche die Bäume, sehe den Sternenhimmel und die Eulen darunter fliegen, fühle die Bewegung des Wassers, wie der Wind durch meine Haare fährt und das Blut, das mein Herz durch meine Adern, durch meinen Körper schickt. Wenn ich dann aber drohe, hilflos ins Wasser zu fallen, schrecke ich zurück und klammere mich ans Boot, vergrabe schmerzvoll meine Fingernägel im splitttrigen Holz, kauere mich schnell wieder zusammen, lasse mich von der Kälte und Sicherheit umklammern. Doch bald wird die Sehnsucht die Angst verzehren. Ich will das Boot nicht mehr brauchen, denn es besteht nur aus totem Holz, aus gestorbenen Leben. Ich will mich nur von Wasser umgeben lassen, nur kurz versinken, wenn der Sonnenaufgang sich endlich verspielt in den unmöglichen Verformungen der Oberfläche spiegelt und in den Strömungen toben, als wäre ich selbst der Ausdruck klarsten Flusses, der Ausdruck meiner selbst im Fortlaufen des Flusses, ganz frei: einem Wasserfall entgegen, vielleicht irgendwann treibend ins offene Meer, aber immer mich selbst als Ankerpunkt in der Reise sehend, die nie enden soll, aber enden wird.

Ich sitze jetzt auf der Kante des Boots und lasse mich fallen.

Ich habe den Text aus einer Laune heraus noch einmal komplett umgeschrieben und glaube, dass er so besser ist. Was meint ihr?

Achja, btw: Wiederholungen sind beabsichtigt.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).